



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Heinrich von Kleist.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Heinrich von Kleist.

Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Robert  
stein. Berlin, Schroeder.

Schon im Nachtrag zu der neuen Ausgabe der Kleist'schen Schriften (Berlin, G. Reimer: III S. 420) habe ich auf das bevorstehende Erscheinen dieser wichtigen Briefe aufmerksam gemacht, von denen ich leider erst erfuhr, als meine „Einleitung“ schon ausgegeben war. Zwar werden durch sie die Räthsel in dem Leben des Dichters nicht gelöst, es wird in dem Bilde seines Charakters nichts Wesentliches geändert; aber über verschiedene Daten seines Lebens, die bisher nur nach der Ueberlieferung mitgetheilt wurden, haben wir nun urkundliche Zeugnisse; und zwar nicht der Grund seiner Stimmungen, aber die Farbe derselben gewinnt ein volleres Licht. Nicht ohne die tiefste Rührung kann man diese Spuren einer tiefen, aber unklaren Natur durchlesen.

Freilich machen sie, im Ganzen betrachtet, keinen erquickenden Eindruck; ein nicht kleiner Theil enthält Geldangelegenheiten. Ulrike hat ihren Bruder mit einer Hingebung ohne Gleichen, mit Aufopferung ihres Vermögens (sie mußte zuletzt eine Pension halten) bis kurz vor seinem Ende unterstützt. Er liebte sie dankbar und innig, küßte ihre Hand, warf sich ihr zu Füßen, aber — „es läßt sich nicht an ihrem Busen ruhen!“ — Die wenigen Briefe an Henriette Schlieben und eine geistreiche Freundin (offenbar Frau v. Kleist, die Schwester des bekannten Major Guattieri) haben einen viel seelenvolleren Ton.

Die ersten Briefe sind gerade so pedantisch lehrhaft, als die an Wilhelmine.\*) Dieser lehrhafte Ton findet sich schon in einem Brief, 25 Febr. 95, den er als 18jähriger Junker aus einem westphälischen Standquartier schrieb — lange vor seinem Studium der Kantischen Philosophie. Am merkwürdigsten ist eine lange Epistel, worin er sie tadelt, keinen bestimmten Lebenszweck zu

\*) Die Schreibart ihres Namens Zengg habe ich von Prof. Wachsmuth, der mit ihr sehr genau verkehrte, als sie Professorin Krug in Leipzig war. Er schildert sie als eine sehr schöne Frau; ihre Schwester Luise (die „goldene Schwester“), die unverheirathet bei ihr lebte, war geistig bedeutender. Die Familie stammt aus Ungarn.

haben. Das Poetische in seiner Natur entwickelte sich verhältnißmäßig sehr spät. — Doch sind einige Aeußerungen sehr wichtig für das Verständniß seines Innern. — 12 Nov. 99. — „Vorsätze und Entschlüsse wie die meinigen (ausschließlich den Wissenschaften zu leben) bedürfen der Aufmunterung und der Unterstützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu sinken. Verstanden wenigstens möchte ich gern zuweilen sein, wenn auch nicht gelobt; von einer Seele wenigstens“ u. s. w. — „Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich so innig hier nach Mittheilung sehne, wo sie mir so ganz fehlt. Große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne selbst auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. . . Meine Absichten und meine Entschlüsse sind solche Schaumünzen, die aus dem Gebrauch gekommen sind und nicht mehr gelten; daher zeige ich sie gern zuweilen einem Kenner der Kunst, damit er sie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich so emsig und eifrig sammle und aufbewahre, auch wohl echte Stücke sind oder nicht. . . Mit Recht kann man ein Mißtrauen in solche Vorsätze setzen, die unter so vielen Menschen keinen finden, der sie versteht und billigt. Aber doch ist es mit den meinigen so“ u. s. w. — Der Drang nach Mittheilung wird aber durch eine gewisse Beklommenheit gehemmt, die ihn immer öfter ergreift. Er findet das sehr natürlich. „Wenn ein Anderer z. B. . . einen Roman gelesen hat, der einen starken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft tritt, er sei nun froh oder schwermüthig gestimmt, er kann sich mittheilen, und man versteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematischen Lehrsatz ergründet habe, dessen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllt, wenn ich nun mit diesem Eindruck in eine Gesellschaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer versteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich lassen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht einen von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seelen füllen. Und so muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erscheinen, ob man es gleichwohl nicht ist.“

Psychologisch ist in diesen Aeußerungen vieles interessant. Kleist ist heftig, ungestüm in seinen Entschlüssen, er ist von unendlichem Eifer im ersten Versuch ihrer Durchführung; aber diese Hast ist die Reaction gegen das dunkle Gefühl seines Wankelmuths, und dieser Eifer läßt nach, sobald er zu lange mit dem Widerwillen oder der Gleichgültigkeit der Andern zu kämpfen hat. Er bedarf der Anerkennung; die Hestigkeit des Raisonnements, womit er seine Entschlüsse vertheidigt, verdeckt eine innere Unsicherheit. Noch irrt er in seinem Lebensberuf; er ist nicht zum Gelehrten bestimmt. Einem Mathematiker von Profession ist es ganz gleichgültig, ob sich die Damen seines Umgangs für den pythagoreischen Lehrsatz interessieren oder nicht; sein geselliges Leben

und sein wissenschaftliches sind zweierlei. Bei einem Dichter ist es freilich ganz anders, und schon schlummerte in Kleist der Dichter, ohne ihn doch durch entschiedenes Hervortreten zu beglücken. Die Stütze der positiven Religion fehlte ihm schon damals (S. 20); er mußte seinen Schwerpunkt selbst suchen, und der Genius in seinem Innern sprach nicht vernehmlich genug. — Bei Gelegenheit einer kleinen Reise aus Berlin nach Frankfurt (S. 25) schreibt er: „Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopf sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeschick unwiderrüflich entscheidet. . . Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann.“

Er rettet sich aus dieser Qual durch einen Einfall. Die Würzburg-Wiener Reise mit Brokes wird schon 14. Aug. 1800 projectirt; was er will, wird in ein tiefes Geheimniß gehüllt; Roberstein stellt eine Conjectur auf, die er selber mit Recht als unhaltbar bezeichnet: eins ist klar, er will den ungestümen Frägern aus dem Wege gehen. Nach Wien scheint er gar nicht gekommen zu sein, in Würzburg leben sie müßig. Er scheint den Zweck verheimlicht zu haben, weil er ihn selber nicht wußte. Es trieb ihn, wie später nach Paris. Er läßt sich seinen Aufsatz über die Kantische Philosophie nachschicken, eiligst; er wollte versuchen, ob sich „etwas fände.“ Man vergleiche die Eröffnungen an Wilhelmine über seine Geheimnißkrämerei bei der spätern Pariser Reise!

Es findet sich nicht; er kehrt, 27. Oct., nach Berlin zurück, und soll nun Rede stehn. „Du möchtest wol die Einzige sein auf dieser Erde, bei der ich zweifelhaft sein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden soll oder nicht? Zweifelhaft, sage ich; denn bei jedem Andern bin ich entschieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indessen die Erklärung wäre sehr weitläufig. . . Nach Frankfurt möchte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausstehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutschland durchreißt bin, so habe ich doch im eigentlichen Verstande nichts gesehen.“ — Die Frager! Nur eins ist klar: die Reise hat sehr viel Geld gekostet; wir finden ihn im folgenden Monat als Volontär im Finanzdepartement beschäftigt (er scheint in Frankfurt neben der Mathematik auch Cameralia getrieben zu haben), wo es ihm aber nicht gefällt. Was er darüber mittheilt, ist ganz unerheblich. Den Ausschlag scheint die Zumuthung gegeben zu haben, er solle über die praktische Brauchbarkeit eines Buchs über Mechanik referiren, zu dessen gründlichem Studium ein Jahr gehörte.

Wichtiger sind die Mittheilungen über sein Inneres. — 5. Febr. 1801.

„Gern möchte ich dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich Jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden.“ — „Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieser innere Zustand der Ungewißheit war mir unerträglich, und um ihr ein Ende zu machen . . . beschloß ich, nicht aus dem Zimmer zu gehn, bis ich über einen Lebensplan entschieden wäre; aber acht Tage vergingen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen. — Ach, du weißt nicht, wie mein Innerstes oft erschüttert ist. — Du verstehst dies doch nicht falsch? — Ach es gibt kein Mittel, sich Andern ganz verständlich zu machen, und der Mensch hat von Natur keinen andern Vertrauten als sich selbst.“ — „In Gesellschaften komme ich selten . . . Ich passe nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweife angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen wie bei dem Spiegel eigentlich auf die eigne Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. — Ach es gibt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — sie zeigt mir Alles, was mich umgibt und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit.\*) — — Dazu kommt bei mir

\*) Die Stelle steht mit denselben Worten in einem Brief an Wilhelmine: ein Umstand, der in diesen Briefen öfters vorkommt, wie schon Koberstein S. XXV anmerkt, ohne jedoch den Grund zu finden. — Ich denke, es ist folgender. — An dem tiefen, schmerzlichen Ernst jener Fragen ist nicht zu zweifeln; doch regte sich schon damals der Dichter — der sich noch in eigentlichen Schöpfungen keine Lust machte — und freute sich an dem Rhythmus jener

eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt; — o wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wol möchte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das allerberueste Mädchen oder der elendeste Schuft von Elegant uns durch die matteste Perffilage vernichten kann. — Das alles verstehst du vielleicht nicht, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung, und der Andere müßte das alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen. — Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. Ich meine die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und immer von Neuem eine Karte ziehen soll, und doch nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von Neuem handeln soll, und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein, Handeln ist besser als Wissen.“ U. s. w. — „Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten. — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur, wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? . . . Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner.“ — Underthab Monate darauf, 22. März 1801: „Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die Kantische Philosophie sovieler auf dem Gewissen hat. Mich ekelt vor dieser Gesellschaft und doch kann ich mich nicht losreißen aus diesen Banden.“ Und nun folgt eine fast wörtliche Wiederholung des an demselben Tage an Wilhelmine geschriebenen Briefs: der Entschmerzen, an dem Klang jenes leidenschaftlichen Denkens. Es waren verhaltene Gedichte, die nun nach allen Seiten versandt wurden; freilich durch tiefe Herzensangst gewonnen. — In F. S. Jacobi's Briefen finden wir es ebenso; im Grunde auch bei Werther. — Uebrigens bezeichnet die oben angeführte Stelle von der Klarheit im Wesentlichen nichts anders, als die Hallucination, die ich bei Annette von Droste charakterisirt habe: die erste Vorahnung des dichterischen Vermögens.

schluß, nach Paris zu gehen und die Wissenschaften aufzugeben. — Wie er seine dienstliche Stellung löste, wird nicht gesagt.

Der innere Zusammenhang ist deutlich: daß er nicht zum Gelehrten geboren war, fühlte er entschieden, und verallgemeinerte diese individuelle Wahrheit; daß er ein Dichter sei, sollte er erst lernen. Zunächst empfand er sich als unbrauchbar, und suchte der Qual dieses Gefühls durch eine Reise zu entfliehen. — Daß er endlich die Auskunft fand, Bauer in der Schweiz zu werden, ist bekannt; ebenso, daß dieser Entschluß zum Bruch mit seiner Braut führte. Und seltsam! von diesem Bruch ist in den Briefen an Ulrike gar keine Rede; die Familie wird noch mehrmals erwähnt, aber nicht einmal ein stiller Seufzer klingt heraus. Das Verhältniß scheint nie recht tief gewesen zu sein. \*)

Auf der Rückreise verließ Kleist (Dec. 1801) in Frankfurt a. M. seine Schwester, um nach Basel zu gehen, wo er Zschokke vermuthete, den sie vielleicht von Frankfurt a. D. her kannten, wo er bis 1795 gewesen war. Ueber diese Trennung empfand er später starke Gewissensbisse, namentlich da Ulrike ein Unfall begegnete. „Aber Gott weiß, daß oft dem Menschen nichts anderes übrig bleibt, als Unrecht zu thun.“ (16. Dec. 1801.) „Ach Ulrike! ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz, es feinden sich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!“ — Er folgt Zschokke den er in Basel nicht antraf, nach Bern; von dort schreibt er 12. Jan. 1802: „Zurückkehren zu euch ist, so unaussprechlich ich euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Aeußerste ertragen. — Laß mich! erinnere mich nicht mehr daran . . . . Wenn auch wirklich mein Vermögen so tief herabgeschmolzen ist, wie du schreibst, so kann ich doch immer noch meinen stillen anspruchlosen Wunsch, ein Feld mit eignen Händen zu bebauen, ausführen. Ja zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zustand, kaum etwas anderes übrig, und es ist mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal so freundlich zusammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an ist mein Geist auf diesem Lebenswege vorangegangen. Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen. Darum eben sträube ich mich so gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich, ihnen zu antworten, wenn sie

\*) Schon die erste Erwähnung 12. Nov. 99, ist ziemlich kühl. „Die einzige Gesellschaft (in Frankfurt a. D.), die ich täglich sehe, ist Zengens . . . es gelingt mir zuweilen, recht froh in dieser Gesellschaft zu sein, denn sie besteht aus lauter guten Menschen und es herrscht darin viel Eintracht und das Aeußerste von Zwanglosigkeit. Die älteste Zenge, Minette, hat sogar einen feinem Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.“

mich fragen: wie hast du sie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — . . . Aber, nur in der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, außer ihr nicht. Ach das ist ein häßlicher Gegenstand. Von etwas Andern. — Ich bin nun einmal so verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wol wird geschehen müssen. Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüßternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann. (Werther!) — Und im Ernst, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich zum Beispiel, wie konnte ich dich, oft in demselben Augenblick, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih mir! ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht.“ . . . „Ich glaube, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt möchte alles Empfinden nur vom Körper herühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine noch unerklärte Beförderung der Gesundheit. — Wie, was war das? So hätte ich nicht krank sein müssen, oder —? Wie du willst, nur keine Untersuchung! In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen.“

Nun folgen die Geldangelegenheiten. Er hat bereits einige landwirthschaftliche Handbücher gelesen, und am Thuner See ein Landgut besehen, das ihm gefällt. „Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen.“ — Aber schon einen Monat darauf hat er sich anders besonnen; er schreibt von Thun, 19. Febr. 1802: „Wundere dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anschein, daß die Schweiz französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken . . . Jetzt also ist es höchst gewagt, sich anzukaufen . . . Ich gebe indessen den Plan nicht auf und werde das nächste Jahr in der Schweiz bleiben.“ — „Ich bin jetzt bei weitem heiterer und kann wie ein Dritter über mich urtheilen.“ — Hier sind zuerst Andeutungen über eine andere Art, sein Brod zu verdienen; offenbar die Poesie, aber von diesem, was uns am meisten interessiren würde, ist kein Wort gesagt. Sehr ausführlich in der Darstellung seiner philosophischen Gedanken, ist er seltsam still über seine poetischen Träume. Die Schwächen seiner Poesie verstehen wir aus seinen Briefen vollkommen; aber das Große derselben: — wo hat er die Penthesilea, den Guiscard, den Kohlhaas gelebt? Es zeigt sich keine Spur.

Anfang April 1802 zog er auf eine Narinsel bei Thun; ein Fischermädchen

führte ihm die Wirthschaft, sie wollten zuweilen sparen und lachten dann einander aus. Er las keine Bücher, Zeitungen ic., er arbeitete nur an seinem Werk: „ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als daß man es erhaben wegwerfen kann.“ (1. Mai). — Im August schreibt er aus Bern einen verzweifelten Brief an seinen Schwager: er liege seit zwei Monaten krank und habe sein Geld verloren. — Ulrike eilte zu ihm, pflegte ihn und brachte ihn nach Weimar. Mit Wielands Sohn und Schwiegersohn schon in der Schweiz bekannt, wird er in Dörmstadt gastlich aufgenommen: schon im November ist ihm dort ein eignes Zimmer eingerichtet, er bringt ganze Tage dort zu; endlich siedelt er ganz über (bald nach Weihnachten).

Jetzt beginnt das ängstliche, hastige Arbeiten am Guiscard. Den 9. Dec. 1802 schreibt er: „Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen, und dann mag er thun was er will.“\*) — Aus einem spätern Brief: „Als ich meine Tragödie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir über seine innerlichen Bewegungen vor Freude die Sprache verging und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küßen überströmend.“ — Im Januar 1803: „In Kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück.“\*\*) — Dann: Leipzig, 13. März 1803. „— Und dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O du Vortreffliche! und o du Unglückliche! Wann werde ich den Brief schreiben, der dir so viele Freude macht, als ich dir schuldig bin! Ich weiß nicht, was ich dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Dörmstadt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer du! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!“ — Warum mußte er fort? Koberstein conjicirt eine Wielandsche Tochter, ohne allen Grund; wer dem Pulsschlag der folgenden Briefe, mitergriffen, folgt, hat keinen Zweifel: Wieland trieb ihn, den Guiscard zu vollenden, das machte ihn rasend und trieb ihn fort. Es ging ihm noch zweimal so. — In demselben

\*) „Zur Hauptsache! ich brauche schon wieder Geld und kann dir weiter nichts sagen. Ich habe Andern geborgt. Es ist verrückt, ich weiß es“ u. s. w.

\*\*) Offenbar die Vollendung des Guiscard.

Brief\*) heißt es: „Wenn ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei euch fortarbeiten lassen wölltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja ich würde!“ . . . „Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O ihr Erinyen mit eurer Liebe!“ — Dresden, 3. Juli: „Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes annehmen (Pfuel), von seinem Gelde so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiet der Kunst, die ihn sehr interessirt, völlig ans Licht gestellt habe. Ich soll in spätestens 12 Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich diese neue literarische Arbeit, die sich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter seinen Augen vollenden soll.“ Statt dessen bittet er die Schwester „so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun.“ — Ulrike kommt persönlich nach Dresden, mit einigen andern Verwandten. „Seit ich euch in Dresden sah, schreibt er 20. Juli aus Leipzig, scheint mir leicht an euch zu schreiben, was mir früher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche seltsame Vorstellung von einer unvernünftigen Angst meiner Verwandten über mich in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte.“ — Die Reise mit Pfuel findet doch statt — einerlei wohin? in Dresden quälen sie ihn wieder mit Fragen über das, was er leisten will!

Den 5. Oct. 1803 schreibt er aus Genf an Ulrike: „Der Himmel weiß (und ich will unkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: mein Gedicht ist fertig! Aber du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so viel Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. Das Schicksal will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wöllte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. — Und so soll ich denn niemals zu euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! rede mir nicht zu. — Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt.“ Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit

\*) „Ich nehme hier Unterricht in der — Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren.“

Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. — Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Ruze auf Goldminen gibt, die, wenn wir nachgraben, überall kein echtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. — Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemerkt: ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streite Recht hat und sich nicht aussprechen kann. — Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Gefner hat mich nicht bezahlt, meine unselige Stimmung hat mir viel Geld gekostet, und wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch wenn es gar nicht geschieht.“ —

In dieser Stimmung kam er nach Paris, entzweite sich mit Pfuel und verschwand plötzlich. Der nächste Brief ist aus St. Omer, 26. Oct.: „Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt; und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm wie ein eigensinniges Kind alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene! ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinübrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte! Du wirst mein letzter Gedanke sein.“

An demselben Tage schrieb er einen (S. 94) „sonderbaren“ Brief an den Marquis Luchefini, der ihm später (Juni 1804) zu folgender Erklärung gegen den General Köckeritz Veranlassung gab: „Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde. . . . Jene Einschiffungsgeschichte hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum des Arztes weit eher als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigend, mir das Ver-

dürfnis nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechslung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn loszuwerden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfall der Schmerzen beging.“

Hier stehen wir an dem entscheidenden Punkt — aber freilich wird der Knoten mehr zerhauen als gelöst; auf das pathologische Gebiet kann der Psycholog, der Aesthetiker nicht folgen. — Mit dem Brief aus St. Omer schweigen die Nachrichten; der nächste Brief ist vom 24. Juni 1804 aus Berlin, wo Kleist wenige Tage vorher angekommen ist und sich ernstlich um eine Anstellung bemüht. Die Poesie scheint er damals — wenigstens vorläufig — aufgegeben zu haben. General Köckeritz, dem er sich als geheilt vorstellt, fragt ihn sehr ernst: „Sind sie wirklich jetzt hergestellt? — ganz, verstehen Sie mich, hergestellt? — Ich meine, ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, völlig hergestellt sind?“ — Major Guattieri, der ihn schon während seines ersten Potsdamer Aufenthalts protegirt hatte, schlägt ihm vor, ihn nach Spanien zu begleiten; in einiger Zeit könne er dann Legationssecretär werden. Auch von einer Anstellung im Fränkischen ist die Rede. Vorläufig unterhält ihn die Familie, die zuweilen recht ungeduldig geworden zu sein scheint. „Werde nicht irre an mir, mein bestes Mädchen!“ schreibt er im Juli 1804, „laß mir den Trost, daß Einer in der Welt sei, der fest auf mich vertraut! Wenn ich in deinen Augen nichts mehr werth bin, so bin ich wirklich nichts mehr werth!“ Und im December (abermals hatte sich über seine Anstellung noch nichts entschieden): „Ich bin sehr traurig. Du hast zwar nicht viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erstaunlich. Komm also nur herüber und tröste mich ein wenig. Ich weiß doch, daß du mir gut bist, und daß du mein Glück willst, du weißt nur nicht, was mein Glück wäre!“ — Endlich ist er in Königsberg angestellt; Ulrike begleitet ihn dahin und bleibt einige Zeit bei ihm (S. 128). Den 24. Oct. 1806\*) schreibt er: „Ich war vor einiger Zeit willens nach Berlin zu gehen. Doch mein krankhafter Zustand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Beängstigungen, schwiße und phantasire und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervensystem ist zerstört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen, doch auch dort war ich bettlägerig und bin kaum fünf- oder sechsmal ins Wasser gestiegen.“ Den 6. Dec. 1806, als er einen Brief von ihr erhalten: „Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens.

\*) Dieses Datum hat der Brief Nr. 34, da er vor dem Einzug Napoleons in Berlin (27. Oct.) geschrieben sein muß.

Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben bloß vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Manne, vor dem sich meine Seele erst jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßig fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle.“ Damals erhielt Kleist von der Königin eine Pension von 60 Louisdor.

Trotz dieser Empfindungen beschließt Kleist, das Preussische zu verlassen und nach Dresden zu gehen (wohl durch Mühle aufgefordert), um ganz der Literatur zu leben. Ende Januar 1807 ist er in Berlin\*), wo er einige Tage nach seiner Ankunft mit zwei andern verabschiedeten Officieren von den Franzosen verhaftet und nach Frankreich transportirt wird. „Vielleicht,“ schreibt er 17. Febr. 1807 aus Warburg, „gibt es nicht drei Menschen in der Welt, die den Franzosen gleichgültiger sein konnten, als wir in jenem Augenblick.“ Den 5. März kamen sie in Fort Joux an, und werden anfangs in harter Haft gehalten; indeß bezeichnet sie der Gouverneur von Berlin, 8. April, auf die Verwendung Ulrikens als unschädlich, und schon den 23. April sind sie in Chalons, mit völliger Freiheit, aber auf Ehrenwort. Der Uebelstand ist nur, daß man ihnen gar keinen Sold zahlt, da man nicht weiß, ob man sie in die Kategorie der Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen stellen soll.\*\*)

\*) So Ulrike in dem Brief an Clarke, S. 162, in welchem die Angaben gewiß genau sind; die Stelle scheint Koberstein (S. XVIII) übersehen zu haben. Den 31. Dec. war der Entschluß, abzureisen, noch nicht gefaßt. (S. 113)

\*\*) Den 8. Mai schreibt er: „Mühle hat ein Manuscript (den Amphitryon), das mir unter andern Verhältnissen das Dreifache werth wäre, für 24 Louisdor verkaufen müssen.“ Heute würde man wohl für die Uebersetzung eines französischen Lustspiels von einem unbekanntem Dichter nicht soviel geben. — „Ich habe deren noch in diesem Augenblick zwei fertig.“ Wohl die Penthester und den „Zerbrochenen Krug.“

Den 14. Juli kommt die Ordre ihrer Entlassung an, und nach einigem Zögern entschließt er sich abzureisen.

Der erste Brief aus Dresden, 17. Sept. 1807, ist freudestrahlend. Nach dem häufigen Vorurtheil der Schriftsteller, durch eignen Verlag ihrer Werke bessern Gewinn zu erzielen, beschließt er mit Ad. Müller, Rühle u. A. eine Buchhandlung zu etabliren; Ulrike soll einen Theil des Geldes vorschießen, was auch geschieht; besonders reichen Ertrag verspricht er sich aus Novalis' nachgelassenen Papierschnitzeln! Er ist in den vortrefflichsten Häusern eingeführt, beim östreichischen Gesandten Buol, bei Körners, Hazas u. s. w. „Meine Manuscripte sind mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall vorgelesen worden.“ — 25. Oct. „Es geht mir in jedem Sinne so wie ich es wünsche, und in dem Maaß, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer die Vergangenheit erklärenden Correspondenz auf, mit der ich dir noch verschuldet bin.“ \*) „Den 10. Oct. bin ich bei dem östr. Gesandten mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von den zwei niedrigsten kleinen Händen, die in Dresden sind.“ Proben von der guten Stimmung reichen noch in den Januar 1808; im August schlägt sie um: „Der Phöbus hat sich trotz des gänzlich darniederliegenden Buchhandels noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht.“ Damals hatte er das Käthchen an die Dresdner Bühne verkauft. — Einige geheimnißvolle Aufträge (aber nicht etwa politischer Natur), für die man keinen Schlüssel findet. — Den 2. Nov. 1808 reist er im Auftrage einer liebenswürdigen Frau von Haza (später Adam Müllers Gattin?) nach Posen. — Den 29. April 1809 verläßt er Dresden, wie wir wissen, mit Dahlmann. „Alles stand so gut, daß ich in Dresden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinwegzueilen. (Er hatte ursprünglich, 3. April, mit dem östr. Gesandten weggehn wollen.) Was ich nun eigentlich in diesem Lande thun werde (der Brief ist aus Töplitz, 3. Mai), das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben.“ Die Bezahlung seiner Schulden empfiehlt er Ulriken. — Prag, 17. Juli. „Ich ging aus Dresden weg in der Absicht, mich mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hineinzuwerfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die seltsamste Weise contrecarriert, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünsche gar nicht gingen, meinen Aufenhalt zu nehmen. Gleichwol schien sich hier, durch Buol und durch die Bekanntschaften, die er mir verschaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem

\*) Diese Hoffnung geht nicht in Erfüllung; die Briefe enthalten nur Geldangelegenheiten und sind die uninteressantesten der ganzen Sammlung. Von seiner poetischen Thätigkeit kein Wort, als über die Erfolge.

21. und 22. Mai (Schlacht bei Mäpern), und ich fand Gelegenheit, meine Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grafen v. Kollowrat vorzulesen. Man faßte die Idee lebhaft auf“ u. s. w. — „So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle (Schlacht bei Wagram 5. 6. Juli) nicht nur diese Unternehmung, sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt. Ich habe ein paar Manuscripte zu verkaufen; doch das eine (Hermannschlacht) wird wegen seiner Beziehung auf die Zeit schwerlich einen Verleger, und das andere (Räthchen), weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, das ganze Geschäft des Dichtens ist mir gelegt, denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in dieser Alternative.“ Er bittet dringend um Geld, aus Prag loszukommen. „Was ich ergreifen werde, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein.“

Von da an werden die Nachrichten sehr spärlich. — Den 23. November 1809 schreibt er aus Frankfurt a. D. (wo er sich in Geldangelegenheiten aufhielt), er sei im Begriff, nach Oestreich zurückzukehren. Den 19. März 1810 schreibt er aus Berlin: er hat der Königin ein rührendes Gedicht überreicht (Werke III. S. 370), sein „Prinz von Homburg“ wird auf dem Privattheater des Fürsten Radzivil aufgeführt und solle dann gedruckt werden. Er verkehrt bei Altenstein, bei Stagemann (auch bei der Reimerschen Familie). Den 11. August 1811 noch ein zärtlicher Brief, worin er Ulrike eine Stelle im Luisenstift offerirt, damit sie näher zusammenleben können.

Nun noch ein undatirter Zettel, Nr. 55, wahrscheinlich in Frankfurt geschrieben. — „Die Absicht, in der ich hierher kam, war . . . mir Geld zu verschaffen . . . Da du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diesen Gedanken völlig auf, ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen.“

Der Zettel sagt sehr viel; er sagt, daß seine letzte Stütze wankte. Ich bin überzeugt, daß Koberstein ihm eine unrichtige Stelle gegeben hat, daß er nach dem 11. August fällt. Er erklärt völlig die Anspielung in dem letzten Brief, den Kleist bei seinem Tode (21. November) an seine Schwester zurückließ. „Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter wie ich bin, mit der ganzen Welt und soweit auch vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die

in dem Brief an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Geiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.“

Hätte sich noch in diesen Tagen eine dauerhafte Hülfe gefunden, so würden den armen, des Kampfes mit dem Leben müden Dichter das romantische Verhältniß zu Henriette Vogel vielleicht doch nicht bestimmt haben, diesen Kampf durch einen hastigen Schritt zu beendigen.

Hier sei noch nachträglich ein Brief Adam Müllers an Fr. Schulz in Berlin mitgetheilt, Wien, 10. December 1811 (Dorow II. S. 140). „Die nächste Wirkung von einer solchen Nachricht, wie die von dem schrecklichen Ende unsers Kleist, ist wohl, daß man die übrig gebliebenen Freunde zusammenzählt, und überhaupt den zerrissenen Kreis enger zusammenzieht. Aus Juden Händen unter vielen andern Berlinischen Klatschereien haben wir diese Nachricht empfangen, die uns in unzähligen Rücksichten so nahe anging; und zuletzt auch noch die schriftlichen Beweise erhalten, daß beide Verstorbene das Andenken an uns in das frevelhafte Spiel ihrer letzten Gedanken verwickelt haben. Durch die Entfernung wird nun das ganze schreckliche Bild wie in einen Rahmen gefaßt, während an Ort und Stelle Umstände und Urtheile zu und abströmen, und die ganze That eigentlich nie die Ruhe und Abgeschlossenheit erreicht, in der wir sie zu sehen verurtheilt sind. Kurz, wir müssen uns an die hinterbliebenen Freunde fester anschließen, um eine Erholung zu finden. Wenig Menschen stehen uns näher als das Stägemannsche Haus und Sie, und so finden Sie es begreiflich, daß ich ein Bedürfniß habe, wenn auch nur wenig Zeilen, Ihnen zu schreiben.“ — Für einen intimen Freund des Unglücklichen scheint mir das ziemlich kühl gesagt. J. S.

### Neue Dichtungen.

Wenn es in unserer Zeit nur zu häufig vorkommt, daß Dichter männlichen Geschlechts einen weiblichen Ton anstimmen, so begegnet uns auch nicht selten die entgegengesetzte Erscheinung. Wir meinen nicht jene emancipirten Damen, deren Sopran um so hörbarer wird, je mehr sie sich bemühen, im Ton